

Vorwort

Als Karl May seine legendäre sechsbändige Orient-Romanreihe schrieb, da präsentierte er seinen Lesern nicht nur eine spannungsreiche Jagd auf den Schut und seine Verbrecherbande, sondern er siedelte seine Abenteuer in allen Regionen des damaligen Osmanischen Reichs an und zeichnete ein Lebensbild des Orients der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in all seinen farbigen Schattierungen. Die Reise seines Helden Kara Ben Nemsî und seiner Gefährten führte von Nordafrika über Ägypten, das Rote Meer, das nördliche Arabien, das Zweistromland von Euphrat und Tigris, über Kurdistan, die Levante, die Hauptstadt Istanbul und quer durch den südlichen Balkan bis zum Showdown hinauf in die montenegrinischen Berge. Karas Begleiter waren der treue Hadschi Halef Omar und seine Frau Hanneh, der spleenige Engländer Sir David Lindsay, Scheich Mohammed Emin und Omar Ben Sadek. Er begegnete auf seiner Abenteuerreise der scheuen Ingdscha und streitbaren kurdischen Emiren, er kämpfte gegen die Schergen des Schut wie den falschen Zauberer Mübarek, die ungeschlachten Aladschy-Brüder und den verschlagenen Hamd el Amasat, und er lernte die uralte Friedensstifterin Marah Durimeh kennen, die als guter Geist in den kurdischen Bergen wirkte.

Wie unerschöpflich und farbig der May'sche Orient ist, wollen nun ein halbes Dutzend moderne Autoren zeigen und als Hommage an seine literarische Schöpfung neue Abenteuer in seiner Welt ansiedeln. Unter Verwendung seiner Schauplätze und seiner Figuren sind Geschichten entstanden, die die May'schen Erzählungen weiterführen oder aber Handlungslücken füllen. Dabei zeigen sie auch neue Facetten seiner Helden und modernere Einblicke in arabische Gepflogenheiten. Ohne sich jedoch konträr zu Mays Weltbild zu stellen, wird sein Denken weiterentwickelt, werden Karas Handlungen aus Sicht der heutigen Zeit betrachtet und

gelegentlich auch mit viel Humor unterlegt. Dabei wird seinen Helden erlaubt, etwas mehr aus sich herauszugehen.

Karl May hätte diese Anthologie Spaß gemacht, und wir sind sicher, dass auch die Leser diese Geschichten mit viel Freude genießen werden.

Thomas Le Blanc

Tochter der Wüste

Nach dem Tod Abu Seïfs, dem Vater des Säbels, jenem schurkischen Piraten, der keinen Geringeren als den Statthalter von Mekka zum Schirmherren hatte, beschloss ich, weiter mit den Ateïbeh zu ziehen, zumal nach meinem entdeckten Besuch in Mekka Halefs und mein Bleiben dort nicht länger zu verantworten war. Die Ateïbeh, der Stamm der Ausgestoßenen, hatte uns nicht nur große Gastfreundschaft erwiesen, nein, mein treuer Halef hatte bei ihnen sein Herz verloren und war binnen einer Woche nicht nur zum wahren Hadschi, sondern auch zum Ehemann avanciert.¹ Ich brachte es außerdem nicht über mich, ihn jetzt, nach wenigen Ehe-tagen, schon von seiner Hanneh zu trennen. Überdies sagte mir Scheich Malek, das Ziel der Ateïbeh sei die Wüste Ad-Danah, wo sie sich sicher fühlen konnten. Schon lange hatte ich davon geträumt, die legendären Höhlen unter dem Summan-Plateau kennenzulernen.

Allerdings stellt ein frisch verliebter Bräutigam, der nur noch die Lobpreisung seiner Braut im Sinn hat, selbst die Geduld eines Schriftstellers auf eine harte Probe. So entschied ich mich, eine Weile neben der einen Person zu reiten, in deren Gegenwart Halef Zurückhaltung hinsichtlich seiner Beschreibungen von Hannehs körperlichen Vorzügen würde zeigen müssen: seiner neuen Schwiegermutter, der Beduinen-Amazone Amscha.

Für mich war Amscha ein Rätsel, obwohl ich mittlerweile einiges über sie wusste. Sie trug den Burnus eines Mannes, dazu eine Flinte und an ihrem Gürtel einen Jatagan. Dass sie mit den Wurfspießen umgehen konnte, die im Sattelriemen ihres Kamels steckten, hatte ich bereits erlebt. Ihr Alter konnte ich nur erraten. Einst hatte Abu Seïf sie ihrem

¹ Karl Mays Gesammelte Werke Band 1, „Durch die Wüste“, Kapitel 11

Stamm geraubt und zur Ehe gezwungen; Hanneh, meines Halefs neues Weib, war die Frucht dieser bösen Tat. Und wenn ich davon ausging, dass Amscha zum Zeitpunkt ihres Raubs wohl in Hannehs jetzigem Alter gewesen sein mochte, so zählte Amscha heute noch keine vierzig Jahre, vielleicht sogar nur knapp über dreißig. Sie besaß die gleichen großen braunen Augen wie ihre Tochter, doch ihr Gesicht war von der Wüstensonne gebräunt, denn sie trug keinen Schleier, und man sah, dass schlimme Erfahrungen früh den Schmelz der Jugend hinweggefegt hatten. Gleichzeitig war bei ihrem Anblick noch offensichtlich, warum der ‚Vater des Säbels‘ ihr seinerzeit die Freiheit genommen und sich so eine Blutfehde mit den Ateibeh eingehandelt hatte. Wie es ihr gelungen war, dem Räuber zu entkommen, zumal mit einem kleinen Kind, und wie sie ihren Vater davon hatte überzeugen können, sie in der für Bedu-Frauen eigentlich undenkbaren Freiheit eines Mannes leben zu lassen, das allerdings hatte mir noch niemand verraten.

Am Tag unseres Aufbruchs aus der Gegend um Mekka waren die meisten Ateibeh in guter Stimmung; mehr als einer sang, und ich bildete mir ein zu spüren, wie erleichtert der Stamm war, den toten Abu Seïf und seinen korrupten Beschützer, den Statthalter von Mekka, endlich hinter sich lassen zu können. Nur in Amschas Stirn hatte sich eine tiefe Furche gegraben und ihr Blick war düster. Ich meinte, den Grund für ihren Groll zu erraten. Gewiss war es nicht einfach für sie, ihr Kind einem Manne vermählt zu wissen, den sie noch vor Kurzem überhaupt nicht gekannt hatte.

„Halef ist ein guter Mann, ehrenhaft und tapfer“, sagte ich. „Du hast keine Tochter verloren, sondern einen Sohn gewonnen. Er hat es so gemeint, als er sagte, er wolle einer der Euren werden.“

„Glaubte ich etwas anderes, so würden seine Eingeweide nun in der Wüste vertrocknen“, entgegnete sie nüchtern. „Als ich Hanneh gebär, da schwor ich mir, sie solle ein anderes Schicksal haben. Dein Freund mag noch nicht lange

bei uns sein, doch Herz und Tapferkeit hat er bereits bewiesen.“

Das klang gut, doch sie schaute darum nicht glücklicher drein. Ich erinnerte mich daran, wie sie und Halef von der Verfolgung Abu Seifs zurückgekehrt waren. Sie hatte vor Zorn gebebt.

„Kann es sein“, fragte ich zögernd, „dass du ihm gleichwohl grollst, weil es seine Hände waren und nicht die deinen, durch die Abu Seif starb?“

Sie gab einen kurzen Laut von sich, halb ein Lachen, halb ein Schnauben.

„Das ist der Gedanke eines Mannes, Effendi. Für mich zählt allein, dass Abu Seif endlich für seine Taten bezahlt hat und nie das Leben meiner Tochter verdunkeln wird.“

Erst da wurde mir bewusst, dass Abu Seif, ob er nun Amscha geheiratet oder sie nur als seine Konkubine behandelt hatte, als Vater völlig über Hanneh hätte bestimmen können, wenn es ihm eingefallen wäre, einen solchen Anspruch zu erheben. Er hätte noch nicht einmal einen weiteren Frauenraub begehen müssen. Sein Freund, der Statthalter von Mekka, hätte gewiss, ohne zu zögern, in seinem Sinn entschieden, ganz nach den Vorgaben des Korans. Da die Ateibeh seit dem Beginn ihrer Fehde mit Abu Seif zudem rechtlose Ausgestoßene waren, hätte es auch niemanden gegeben, der für sie eingeschritten wäre.

Bisher hatte ich Amschas Wunsch, Abu Seif tot zu sehen, für reine Rachsucht gehalten, vor der mir grauste, so verständlich sie auch war. Nun jedoch sah ich die nachvollziehbare Sorge einer Mutter. Dies beschämte mich ein wenig, erklärte allerdings immer noch nicht, warum Amscha überhaupt nichts von dem Frohsinn zeigte, die ihren gesamten Stamm erfasst hatte.

„Was liegt dir dann auf dem Herzen, Tochter Maleks?“, fragte ich, um das Rätsel endlich zu lösen.

Eine Weile schwieg sie. Dann fragte sie ernst: „Was weißt du über Blutrache, Effendi?“

„Genug, um sie als Straße ohne Ende zu sehen, die mehr Unheil bringt als alles andere“, entgegnete ich und erwartete, dass sie mir widersprach, denn für alle Beduinen war die Blutrache eine Angelegenheit der Ehre, nicht von Recht oder Unrecht. Stattdessen betrachtete Amscha mich abwartend, fast ein wenig ungeduldig, als habe sie mir eben einen entscheidenden Hinweis gegeben, den ich noch nicht entschlüsselte. Ich fragte mich, inwieweit ihre Frage eine Antwort auf die meine sein konnte.

Mein Blick fiel auf Halef, dessen großer Turban ihn auch unter den Ateïbeh leicht auffindbar machte. Er ritt neben seiner Hanneh und man hatte den Eindruck, die beiden würden selbst einen aufziehenden Sandsturm nicht bemerken. Mit einem Mal kam mir ein Verdacht. Eine Blutrache verpflichtete die gesamte Familie des Toten, vor allem jedoch seine nächsten Anverwandten, Rache für seinen Tod am Täter zu nehmen. Die nächste Blutsverwandte Abu Seïfs jedoch war keine andere als Hanneh, und sie war nun die Gemahlin dessen, der den ‚Vater des Säbels‘ zu Tode gebracht hatte.

„Aber gewiss wird niemand von Hanneh erwarten, Rache an ihrem Gatten zu nehmen!“, rief ich bestürzt.

„Nicht von Hanneh“, sagte Amscha scharf, doch mehr ließ sich ihr an jenem Tag nicht entlocken, und endlich gab ich es auf und sprach von anderem.

*

Bei den Kamelen der Ateïbeh handelte es sich um hervorragende Rennkamele. Auf Dauer, und wenn es über ein gewisses Maß, sagen wir beispielsweise mehr als 15 deutsche Meilen, hinauszugehen hätte, kann auch das allerbeste arabische Pferd nicht gegen ein Rennkamel ankommen. Mit einer gewissen Genugtuung berichtete Scheich Malek mir, dass die Türken mehrfach vergeblich versucht hätten, diese Tiere auch im nördlicheren Teil ihres Reichs anzusiedeln und

sie für den Kurierdienst in Mesopotamien und der Syrischen Wüste zu verwenden.

„Vergebens!“, meinte Malek zufrieden. „Diese Tiere gehen nördlich der Nefud zugrunde. Sie wollen keine Sklaven in türkischen Diensten sein.“

Durch die Schnelligkeit unserer Tiere erreichten wir schon nach wenigen Tagen die Region der Ad-Danah, welche in die Nefud übergeht. Im Glanz der untergehenden Sonne sah es so aus, als ob der Boden, auf den man trat, sowie die Wüste und alle umliegenden Felsen wie mit Blut übergossen seien. Als wir am Regenwasserplatz von Hoa unser Lager aufschlugen, empfing uns ein unheimliches Konzert, denn das Wasser dort zog nicht nur menschliche Reisende, sondern sämtliche Tiere in der näheren und weiteren Umgebung an. So hörten wir das Geheul der Schakale, das schrille Gelächter zahlreicher Hyänen und endlich auch das weithin durch die Nacht hallende Gebrüll eines Wüstenlöwen.

Wir waren an jenem Abend nicht die einzigen Reisenden am Regenwasserplatz. Vor uns war bereits eine Handelskarawane eingetroffen. Man einigte sich schnell, was die Lagerplätze für die Ateibeh anging. Die Lagerfeuer brannten bereits, denn die Nächte in der Wüste sind kalt, als sich aus der Dämmerung noch eine dunkle Gestalt löste, ein letzter Reisender, der aus der entgegengesetzten Richtung wie wir kam. Sein schwarzer Burnus war mit rotem Wüstenstaub bedeckt, und als er in den Schein der Flammen trat, schien es kurz, als umgebe ihn eine Aureole. Er grüßte knapp und stellte sich als Ben Rischa vor. „Sohn der Feder“ war die Art von Spitznamen, wie sie ein Gelehrter oder Schreiber gern erntet, und so freute ich mich bereits auf ein Gespräch mit dem Fremden, als Amscha mich hastig beiseite zog und mir bedeutete, ihr zu folgen. Erst als wir so weit von den Lagerfeuern entfernt waren, dass nur das Licht der Sterne uns die Nacht erhellte, sagte sie mit allen Zeichen der Aufregung:

„Das hatte ich befürchtet. Er ist hier. Effendi, wenn du die Blutrache wirklich missbilligst, so musst du mir helfen.“

„So kennst du den Fremden?“, wollte ich wissen.

„Ich kannte ihn. Es ist gut fünfzehn Jahre her.“

Nun mag man mir viel vorwerfen, doch nicht, dass ich des Rechnens nicht mächtig sei. Vor fünfzehn Jahren war Amscha ihrer Gefangenschaft bei Abu Seïf entflohen.

„Ein Dscheheïne?“, fragte ich bestürzt. „Ich dachte, alle Männer Abu Seïfs aus diesem Stamm, die sich an Bord seines Schiffs befanden, seien im Kampf gegen die Ateïbeh umgekommen.“

„Er ist nicht nur ein Mann Abu Seïfs“, gab Amscha zurück, schluckte, und dann brach es aus ihr heraus. „Er ist sein Bruder.“

Dunkel erinnerte ich mich aus meiner Gefangenschaft bei den Dscheheïnen, dass ein gefangener Bruder Abu Seïfs in Aden als Grund dafür erwähnt worden war, nach Mekka zu pilgern, um für die Freilassung jenes Bruders zu beten, doch noch ehe ich dies erwähnen konnte, setzte Amscha hinzu:

„Der jüngste seiner Brüder. Ich kannte ihn als Jamal.“

Nun begriff ich, warum sie ein paar Tage zuvor den Begriff der Blutrache ins Spiel gebracht hatte. Ihr musste bewusst gewesen sein, dass Abu Seïf noch mehrere überlebende Brüder hatte. Zweifellos würde sich auch dieser hier verpflichtet fühlen, den ‚Vater des Säbels‘ zu rächen, wenn er erst erfuhr, was sich bei Mekka zugetragen hatte und dass es sich bei meinen Mitreisenden um den Stamm der Ateïbeh handelte. Was ich allerdings nicht verstand, war, warum sich Amscha nicht ihrem Vater, dem Scheich, anvertraut hatte, als sie den Reisenden erkannte. Zwar schien es mir unwahrscheinlich, dass ein einzelner ‚Sohn der Feder‘ eine Bedrohung für einen Stamm darstellte, doch für ein oder zwei Mitglieder mochte eine Klinge im Dunkeln tödlich werden, und so war es unbedingt nötig, die Ateïbeh zu warnen – die Ateïbeh und Halef, denn sowie Ben Rischa, der frühere Jamal, erfuhr, wie sich der Tod seines Bruders zugetragen hatte, würde er zweifellos nach dem Tod meines Freundes streben.

Andererseits: Hätte Amscha den Neuankömmling ihrem Stamm gegenüber als Bruder des verhassten Abu Seïf bezeichnet, dann wäre er wohl nicht nur in Fesseln, sondern schon tot. Er mochte ein Pirat wie sein Bruder sein, aber mein Gewissen verbot mir, einen Mann, über dessen persönliches Verschulden mir nichts bekannt war und der bisher noch niemanden angegriffen hatte, einfach der eigentlich unvermeidbaren Lynchjustiz zwischen den Stämmen zu überlassen. Dergleichen war mir in den Wüsten Arabiens nicht weniger zuwider als in der Prärie des Westens. Ja, es war meine Pflicht, Amscha zu helfen, falls sie dies verhindern wollte. Aber wollte sie das wirklich? Weder für das Gefolge ihres alten Peinigers noch für ihn selbst hatte sie jemals das geringste Mitleid gezeigt. Am Ende kam es ihr doch nur darauf an, einen Feind selbst zu töten, ganz gleich, was sie darüber gesagt hatte.

„Sag mir, Mutter Hannehs, was du von mir erwartest“, versetzte ich, und wählte absichtlich eine Anredeform, die nicht ihren Vater, sondern ihre Tochter ins Spiel brachte.

„Beginne eine Gespräch mit Ben Rischa, verhindere, dass es ein anderer tut, und führe ihn hierher, sobald du es kannst“, bat sie. „Es gibt Dinge, die gesagt werden müssen, doch können sie nur ausgesprochen werden, wenn kein anderes Ohr uns lauscht.“

Ich nickte und nahm mir vor, bei dieser Begegnung auf jeden Fall anwesend zu bleiben, um notfalls einspringen zu können. Ich musste mir jedenfalls einen eigenen Eindruck vom ‚Sohn der Feder‘ verschaffen.

Der jüngere Bruder Abu Seïfs stellte sich zunächst als unzugänglich heraus. Ich bot ihm etwas von dem Ziegenfleisch an, welches die Ateïbeh mir zur Verfügung gestellt hatten; er lehnte ab. Ich erwähnte, ebenfalls der Feder zu huldigen, und fragte, ob er denn als Gelehrter selbst Werke verfasse; er nickte nur, nannte jedoch kein Beispiel, was meiner Erfahrung nach höchst ungewöhnlich ist, spricht doch ein jedes Mitglied der schreibenden Zunft gerne von den eigenen Werken.

Erst als ich von dem Dichter Hafis schwärmte und dessen Poesie pries, taute er auf und fand einige warmherzige Worte zu dem großen Lyriker Persiens, die mir den Eindruck verschafften, dass er dessen Werk tatsächlich kannte und nicht nur so tat. Sollte er wie sein Bruder ein Räuber sein, so war er zumindest ein belesener.

Sein Alter ließ sich im flackernden Licht der Flammen schwer schätzen. Wie Amscha war er zwar eindeutig kein Jüngling mehr, doch wo genau zwischen 30 und 40 Jahren sein Alter angesiedelt war, hätte ich nicht beschwören können. Anders als die meisten Beduinen trug er nur einen Schnurrbart, sein Kinn war rasiert, was bei einer längeren Reise durch die Wüste nicht einfach sein konnte und darauf hinwies, dass er sich wohl vorwiegend in Städten aufhielt.

Schließlich fand ich einen geeigneten Vorwand, um ihn zu bitten, mir zum Außenbereich des Lagers zu folgen. Ich bildete mir ein, dass die Schakale immer lauter wurden, sagte ich und forderte ihn auf, mir mit einer Fackel zu folgen, um sie zu verjagen.

Amscha trat uns entgegen. In der Nacht und bei diesem spärlichen Licht hätte ich sie nicht von den meisten der übrigen Ateibeh unterscheiden können, wenn ich nicht gewusst hätte, um wen es sich handelte, und so wunderte es mich nicht, als sich Ben Rischa neben mir versteifte und seine Hand an den Gürtel fuhr, der seinen Dolch hielt.

„Jamal, Sohn Feisals“, sagte Amscha, und beim Klang ihrer eindeutig weiblichen Stimme fuhr er zusammen. „Ich grüße dich.“

Mehrere Herzschläge lang herrschte Stille, und das Konzert der Tiere rund um unser Lager wurde noch lauter. Dann sagte er:

„So bist du es wirklich, Amscha Bint Malek. Als ich hier eintraf, da schien es mir, als hätte ich dich gesehen. Aber so geht es mir oft und ich habe gelernt, solchen Eindrücken zu misstrauen.“

„Führt dich dein Weg nach Mekka?“, fragte sie und klang dabei höflicher, ja, behutsamer, als ich sie je bisher erlebt hatte.

„Ich weiß Bescheid“, entgegnete er bitter. „Du brauchst nicht weiter darum herumzureden, Tochter der Ateibeh. Der Statthalter hat ein Telegramm nach Kairo schicken lassen. Der ‚Vater des Säbels‘ ist nicht mehr, und da du selbst davon weißt, so muss ich glauben, dass er schließlich doch den Ateibeh zum Opfer fiel. War es wenigstens ein ehrenhafter Kampf, in dem er starb?“

„Es musste ein Kämpfer aus dem Land der Franken kommen, um ihn besiegen“, sagte Amscha. „Dieser Effendi hier!“

Hätte die Nacht nicht unsere Gesichter verborgen, so wäre mein verblüfftes Starren in Amschas Richtung dem ‚Sohn der Feder‘ zweifellos sofort aufgefallen. Ich konnte mir gleich mehrere Gründe für diese Lüge denken; sollte Ben Rischa auf einen Zweikampf bestehen, so würde dies den neuen Gatten ihrer Tochter nicht in Gefahr bringen, und da ich keine Familie hatte und nicht zu den Ateibeh gehörte, würde ganz gleich vom Ausgang jede Blutfehde hier enden. Aber es musste ihr doch klar sein, wie leicht eine solche Lüge in sich zerfallen könnte. Jeder der Ateibeh hier wäre in der Lage, Ben Rischa eines Besseren zu belehren, selbst wenn ich nicht protestierte.

„Abu Seif hat ihn gefangen genommen, und der Effendi befreite sich durch den Zweikampf, den er ihm anbot“, fuhr Amscha fort, und mir wurde bewusst, dass sie dem Wortlaut nach bisher nicht gelogen hatte. Es stimmte, ich hatte mich auf diese Weise aus der Gefangenschaft bei dem Piraten befreit. Danach hatte Abu Seif mich sogar dazu bewegen wollen, öfter mit ihm zu fechten, um die europäische Art des Zweikampfs zu lernen, nachdem ich ihn zum ersten Mal besiegt hatte. Natürlich erweckte Amscha durch die Auslassung mehrerer Gegebenheiten den Eindruck, Abu Seif sei von meiner Hand gestorben, doch direkt hatte sie das nicht gesagt.

„Ist das wahr?“, fragte Ben Rischa rau.

„Ich war Gefangener deines Bruders, ehe mich ein Zweikampf mit ihm befreite“, erwiderte ich ruhig und hoffte sehr, er würde mich nicht direkt fragen, ob ich Abu Seïf getötet hatte. Es gibt gewiss Lagen, in denen eine Lüge der Wahrheit vorzuziehen ist, doch ehe ich mich selbst zu einer solchen verpflichtete, wollte ich erforschen, ob ich recht vermutete, was Amschas Beweggründe betraf. Gleichzeitig behielt ich seine Hände im Auge und machte mich bereit, die Fackel fallen zu lassen, die ich in der Hand hielt, falls er mich angreifen sollte. Ben Rischa hob seine Arme, doch legte er seine Handflächen auf sein Gesicht, statt nach seinen Waffen zu greifen.

„Wehe, mein Bruder“, klagte er.

Amscha schwieg, und auch ich hütete mich, ein weiteres Wort zu sagen. Diesen Toten zu preisen, wäre unmöglich, ohne zu lügen, aber nur ein Schurke weidet sich an dem Schmerz eines anderen für seine Verwandten.

Schließlich ließ Ben Rischa die Hände sinken und schaute zu mir. „Warst du bereits Gast der Ateïbeh, als mein Bruder dich gefangen nahm?“, fragte er, was ich verneinte. „Dann“, meinte er, „hat mir Allah immerhin erspart, selbst einen Teil der Schuld zu tragen. Preis sei ihm und Dank!“

Mit diesen rätselhaften Worten verschwand er in Richtung der Zelte, und als ich sicher war, dass seine Schritte verhallt waren, wandte ich mich an Amscha. Da sie bereits Anstalten machte, ebenfalls in den inneren Bereich des Lagers zurückzukehren, packte ich sie am Arm.

„Du schuldest mir noch eine Erklärung“, sagte ich nachdrücklich. „Was hat es mit jenem Mann auf sich? Ist es Halefs oder sein Leben, dass du retten willst? Warum hat er mich gerade nicht angegriffen?“

Amscha zögerte. Dann bat sie:

„Was ich dir berichte, Effendi, muss geheim bleiben. Selbst meinem Vater und meiner Tochter habe ich es nie erzählt, und auch du musstst versprechen, dieses Geheimnis zu wahren, denn es ist nicht nur das meinige.“

Ich versprach es und habe mein Wort gehalten; diese Geschichte wird nicht einen Teil meiner Reiseerzählungen bilden, sondern erst nach meinem Tod veröffentlicht werden.

„Jamal“, so begann Amscha, „wuchs zwar an der Seite Abu Seïfs auf, doch war er, als sein Bruder mich raubte, noch ein Knabe, vielleicht ein Jahr jünger als ich. Sein Sinn war noch nicht verhärtet wie der aller Älteren des Stamms der Dscheheïne. Abu Seïf hatte erwartet, dass ich mich ihm fügte und mich mit meinem Schicksal abfände, doch als dies nicht geschah, schlug er mich, immer wieder. Gleichzeitig traute er niemandem, selbst seinen eigenen Leuten nicht, was mich betraf, und so trug er seinem Bruder auf, mich zu bewachen, wenn er abwesend war. Als der mich immer wieder blutig fand, trat Mitleid in das Herz des Knaben. Er versuchte mich zu trösten. Ich spie ihm sein Mitleid zurück ins Gesicht und sagte ihm, er sei nicht weniger schuld an dem, was mir geschah, als sein Bruder, wenn er es zuließ. Dann gab mir Allah meine Tochter, und während ich sie im Leib trug, hörte ich auf Jamal, der mich beschwor, nicht gleichzeitig mit meinem Leben das meines Kindes aufs Spiel zu setzen. Dies waren die einzigen Monate, in denen ich Abu Seïf nicht verfluchte, wenn er sich mir näherte. Gleichzeitig fasste ich einen neuen Plan. Wenn das Kind erst auf der Welt war, dann musste ich fliehen, oder es würde wie Jamal von Abu Seïf zu seinem Werkzeug gemacht werden. Aber ganz ohne Hilfe wäre es mir wohl nicht gelungen, nicht mit einem Säugling in meinen Armen. Es war Jamal, der mir half. Ich sagte ihm, dass ich Hanneh und mich umbringen würde, wenn er es nicht täte, denn ein Leben in der Gewalt Abu Seïfs sei schlimmer als der Tod. Er wusste, dass es mir ernst war, und der Knabe, der er damals war, hatte mir sein Herz geschenkt; doch zerrissen wurde es zwischen seinem Bruder und mir. Effendi, er ließ mich gehen, und weil er es tat, schwor ich mir, auch sein Leben zu retten, wenn ich je dazu in der Lage sein sollte. Wüsste mein Vater, wer er ist, wäre es um ihn geschehen. Du musst ihn weiter glauben lassen, dass du es warst, der seinen

Bruder tötete, denn du bist anders als wir. Deine Seele giert nicht nach dem Tod eines Feindes, den du besiegtest. Selbst, wenn er dich doch noch zum Kampf fordert, wird er leben, denn du musst nicht töten, um zu gewinnen.“

Bewegt von ihrer Geschichte, wie ich war, konnte ich nicht umhin, sie darauf aufmerksam zu machen, dass ein einziges Gespräch über Abu Seïf mit einem der Ateïbeh genügen konnte, um Ben Rischa die Täuschung durchschauen zu lassen.

„Er wird heute und morgen früh nicht über seinen Bruder sprechen wollen“, erklärte sie zuversichtlich. „Und danach trennen sich unsere Wege. Selbst in Mekka wird man ihm nichts anderes erzählen, denn der Statthalter, verflucht sei sein Name, weiß doch auch nur, dass Abu Seïf dich an den heiligen Pilgerstätten erkannt und in die Wüste verfolgt hat.“

Damit hatte sie wohl nicht Unrecht, aber mir schien, dass sie noch einen weiteren Beweggrund hatte, und weil sie mich einmal in diese Angelegenheit hineingezogen hatte, hielt ich mich auch für berechtigt, mehr zu erfahren.

„Wenn Abu Seïf durch dich gestorben wäre“, sagte ich langsam, „oder durch einen anderen Ateïbeh, dann würde sich Ben Rischa mitschuldig am Tod seines Bruders fühlen, weil er dich damals gehen ließ. Nicht Allah erspart ihm das, du willst es. Ist es nicht so?“

Sie wandte sich ab von mir, und im Licht meiner Fackel wirkte sie jünger, als sie erwiderte:

„Es ist, wie du sagst.“

Nun glaubte ich auch den Rest zu erraten. Damals hatte wohl nicht nur der Knabe Jamal, sondern auch das Mädchen Amscha ihr Herz verschenkt. Doch selbst, wenn ich mich hierin irrte und Amscha sich nur einem Mann verpflichtet fühlte, der ihr einst zur Freiheit verhalf, so wollte ich gerne dazu beitragen, Frieden statt erneutes Blutvergießen zwischen den Familien zu stiften. Allerdings verändert sich der Mensch, solange er lebt. Der junge Jamal mochte damals im Herzen kein Räuber, kein Pirat gewesen sein; aber wer

konnte wissen, ob der gereifte Ben Rischa sich nicht verpflichtet fühlte, das Gewerbe seines Bruders aufzunehmen, als sein legitimer Erbe? Vielleicht befand er sich deswegen auf dem Weg nach Mekka?

Ich gab dies Amscha zu bedenken.

„Das kannst du so wenig wissen wie ich“, entgegnete sie. „Doch wenn Jamal nach Kairo ging, um dort zu studieren, statt an der Seite seines Bruders zu bleiben, so sagt das schon viel. Und ist es etwa an dir, einen Mann für Taten zu richten, die er noch nicht begangen hat?“

Es war die Art von Frage, die ich selbst schon mehr als einmal anderen gestellt hatte, und ein wenig irritierte es mich, dass ich sie nun ausgerechnet von einer Tochter der Wüste hörte.

„Das ist es nicht“, sagte ich und hoffte, die richtige Entscheidung getroffen zu haben.

*

Gewöhnlich schliefen Halef und ich in einem Zelt, doch derzeit war das unmöglich, und so befand sich niemand in meiner Nähe, als ich bemerkte, dass jemand in mein Zelt eindringen wollte. Ich stellte mich schlafend, als eine Stimme an mein Ohr drang:

„Bewege dich nicht, Franke.“

Es war die Stimme Ben Rischas, fast wie ich es erwartet hatte. Das fahle Licht, das durch die Ritzen des Zeltes drang, sagte mir, dass der Morgen wohl gerade anbrach. Ben Rischa hatte sich neben mich gekauert, mit einem Dolch, der auf mich wies. Er konnte nicht ahnen, dass ich meine Pistole unter der Decke auf ihn gerichtet hatte.

„Nun, Schreiber der Nemsî“, sagte er, „berichte mir noch einmal, wie mein Bruder starb.“

Ich hätte ihn wohl überwältigen, ja, nach seinem Eindringen sogar sofort erschießen können. Doch das wahre Antlitz eines Mannes zeigt sich dem, über den er Macht zu haben glaubt, und so ließ ich ihn vorerst gewähren.